

WINNIE ADUKULE

# FLUCHT

*Was Afrikaner  
außer Landes treibt*

Mit Fotografien von  
Frank und Fritz Schumann

DAS NEUE BERLIN

## Über dieses Buch

Weltweit sind rund 60 Millionen Menschen auf der Flucht. Sie verlassen ihre Heimat, weil dort ethnische oder religiöse Konflikte gewaltsam ausgetragen werden, sie fliehen vor Kriegen und blutigen Auseinandersetzungen, vor politischer Unterdrückung oder weil sie dem Elend entrinnen wollen, das in ihrem Land herrscht. Die Autorin hat mit vielen Menschen in Uganda gesprochen, um zu erfahren, warum sie weggehen wollen oder auch, warum sie zurückkamen. Sie blickt auf die Ursachen von Flucht und Vertreibung und fragt nach Lösungswegen.

## Über die Autorin

Winfred (»Winnie«) Adukule, geboren 1977 im Nsambya Hospital in Kampala, die Eltern kamen aus dem Distrikt Arua im Nordwesten Ugandas. Nach Schulbesuch und Jura-Studium an der Makerere-Universität in Kampala absolvierte sie ein Master-Studium an der Ohio Northern University in den USA. Im Auftrag der ugandischen Regierung arbeitete sie eine Zeit lang für UNODC, eine zwischenstaatliche Arbeitsgruppe der UNO zur Verbrechensbekämpfung, und dort speziell im Antikorruptionsausschuss mit Sitz in Wien. Seit 2013 führt sie eine Rechtsanwaltskanzlei in Kampala.

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

ISBN 978-3-360-01309-5

© 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin  
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,  
unter Verwendung eines Fotos von Frank Schumann

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# Inhalt

1.

**So ist die Lage**

9

2.

**FRED KIWANUKA**

*Kommandant der Flüchtlingssiedlung Kyaka II in Kyegegwa*

**»Ein halber Hektar und zehn Kilo Bohnen«**

29

3.

**ALBERT BAUDOIN MANIRAFASHA**

*Flüchtling aus der Demokratischen Republik Kongo*

**»Ich mag hier nicht bleiben«**

51

4.

**ADAMS SABIMAN**

*Flüchtling aus Burundi, und Freunde*

**»Ich will Farmer in Deutschland werden«**

61

5.

CHARITY AHUMUZA

*»Refugee Law Project«*

**»You more nigger than I, so more fucking black«**

75

6.

ALEER MABIL MAJOK

*Flüchtling aus dem Südsudan*

**»Wir sind Opfer unserer eigenen Traditionen«**

91

7.

JULIUS KAZUNGU

*Rückkehrer aus Europa*

**»Ich baue in Kampala die erste Tram Afrikas«**

105

8.

ISAAC SENYONGA

*Rückkehrer aus Asien und Amerika*

**»Der Umbruch wird drei Generationen brauchen«**

133

9.

POSIANO MUSEINE

*»Finnish Refugee Council« in Kyaka II*

**»Wir organisieren Hilfe zur Selbsthilfe«**

165

10.

KLAUS E. P. HOLDERBAUM

*Deutscher Botschafter a. D.*

**»Das Leben ist nicht nur Schwarz und Weiß«**

177

11.

ROMINA WILKE KÖHLER

*Honorarkonsulin der Schweizerischen Eidgenossenschaft*

**»Wir sind da sehr konsequent«**

203

12.

**Was zu tun ist. Ein Programm**

217

# 1.

## So ist die Lage

Ich hatte keine Farm in Afrika. Ich bin schwarz. Zu meinen ständigen Begleitern gehören Krieg und Gewalt, auch wenn ich aktuell in gesicherten Verhältnissen lebe und nicht – wie viele meiner Landsleute – das Land und den Kontinent verlassen möchte. Ich gehöre zu jener Minderheit in Afrika, die an eine Zukunft des Kontinents glaubt. Churchill nannte einst Uganda die Perle des britischen Empires. Das Empire zerbrach, 1962 wurde Uganda unabhängig und zur »Pearl of Africa« erklärt, um Touristen und Investoren ins Land zu locken. Die Abhängigkeiten und Zwänge blieben, ebenso die existenziellen Nöte und Ängste, auch wenn sie heute anderer Natur sind. Die Länder Afrikas werden von Bürgerkriegen erschüttert, Menschen flüchten vor Hunger, Chaos und Elend in Nachbarstaaten oder, wenn sie es sich leisten können, nach Europa und Übersee. Viele, zu viele träumen davon, alles hinter sich zu lassen, statt dafür zu sorgen, dass Frieden, Wohlstand und Recht sich in ihrer Heimat durchsetzen. Es ist nicht allein die Scheu vor großen Anstrengungen, die Menschen abhauen lässt. Aber eben auch.

Als Kind lebte ich mit meinen Eltern und Geschwistern in Kampala. Wir wohnten im dritten Geschoss eines Mietshauses, als die National Resistance Army

(NRA) unter Yoweri Museveni 1985 die Hauptstadt erreichte, um die aktuellen Machthaber zu stürzen. In den Straßen wurde geschossen, Granaten detonierten, an jedem Morgen lagen Leichen vor unserem Haus. Über die Stadt war eine Ausgangssperre verhängt worden, niemand durfte vor die Tür treten, es sei denn, man maß dem eigenen Leben nicht viel Bedeutung zu. Ein Vierteljahr verließen wir unser Haus nicht. Wir ernährten uns von Bohnen und Mais (zwei Säcke hatten unsere Eltern in weiser Voraussicht eingelagert) und von dem, was die Männer nachts in den verlassenen Geschäften der Umgebung plünderten. Wir Kinder spielten im Treppenflur, und wenn das Artilleriefeuer nachließ oder kein Regen fiel, durften wir zuweilen auch aufs flache Hausdach. Von der Terrasse sahen wir die Wölkchen über Kampala fliegen, die die Granaten gebaren, wenn sie detonierten. Wir sahen Flammen lodern und schwarzen Rauch aufsteigen, dessen Gestank zu uns herüberwehte. Da brennen Autoreifen, erklärten die Erwachsenen.

Wir hungerten und spielten und fürchteten uns an jedem Tag, dass die Soldaten ins Haus kämen und uns erschlagen oder erschießen würden. Die Furcht war groß und begründet, zumal es weder Freund noch Feind gab in diesem ganzen Irrsinn. Selbst Kinder trugen Waffen und Uniformen, sie »kämpften« für die eine oder für die andere Seite. Welche, war kaum auszumachen. Ebenso wenig, warum und wofür sie schossen und mordeten. Falsch oder richtig gab es nicht, zwischen Recht und Unrecht existierte keine Grenze mehr. Es herrschte nur noch Barbarei, bar jeglicher Vernunft und Menschlichkeit.

Eines Morgens lag ein toter Mann vor unserem Haus, aus seinem Unterleib quollen blutig die Eingeweide, auf denen die Fliegen in Schwärmen saßen. Neben dem Leichnam, im rostbraunen Staub der pflasterlosen

Straße, lag der Hals einer zersplitterten Weinflasche. Die Männer im Hause sagten, er habe sich die Flasche selbst in den Bauch gerammt, um seinem Leben ein Ende zu bereiten. Sie schienen ihn zu kennen. Warum er es getan hatte, wussten sie nicht, aber jeder schien es zu ahnen und schwieg darüber. Zu Hause, daheim auf den Dörfern, schickte man die Kinder weg, wenn man sie nicht mehr ernähren konnte, oder verheiratete die Töchter, kaum dass sie ihre erste Periode hatten. Es war eine Chance zu überleben. Hießen die Eltern hier, in dieser Zeit, ihre Kinder die Wohnung verlassen, schickten sie diese in den sicheren Tod. Das hatte dieser Vater nicht vermocht und darum das Schicksal an ihrer statt angenommen. Ob nun ermordet oder durch eigene Hand gestorben: Was machte das für einen Unterschied? Opfer war er in jedem Falle. Doch was wurde nun aus der Familie, die seit Wochen hungerte und Durst litt wie die meisten Menschen in der umkämpften Stadt?

Ich war acht Jahre alt und verstand damals vieles nicht. Erst später erklärte sich mir manches. Doch die Furcht verließ mich nie, das Bild des toten Mannes mit dem offenen Bauch brannte sich mir ein. Noch Jahre später rief der Anblick blutenden Fleisches Übelkeit in mir hervor, und selbst der köstlichste Braten kam nicht über meine Lippen.

Nicht minder traumatische Spuren hinterließ der permanente Gefechtslärm. Die ratternden Feuerstöße der Maschinenpistolen und das trockene Peitschen einzelner Schüsse hallten in der Stille der Nacht besonders laut. Ich lag im Bett und hielt mir die Ohren zu, als ließe sich auf diese Weise der Schrecken fernhalten. Was nicht in den Kopf drang, fand auch nicht statt. Hielt man sich die Augen zu, musste man nichts sehen und wurde nicht gesehen. Der Kinderglaube half, den Schrecken zu mildern.

Der Leopard ist das Zeichen meines Stammes, der im Nordwesten lebt. Das Volk der Lugbara wird durch die Landesgrenzen geteilt, die einst die Kolonialmächte willkürlich und oft mit dem Lineal auf der Karte zogen. Ein Drittel der vielleicht anderthalb Millionen Menschen meines Stammes lebt im Kongo, nicht ganz so viele haben ihre Heimat im Sudan. Obgleich wir ein Raubtier im Schilde führen, gelten wir seit jeher als ein friedliches Volk. Die Lugbara hatten nie Soldaten oder gar eine Armee, was vielleicht auch der Tatsache zuzuschreiben ist, dass nie ein König über uns herrschte. Auf dem Territorium des heutigen Uganda existierten mehrere Königreiche (und vier wurden unter der jetzigen Administration wieder reanimiert), die Lugbara hingegen kannten nur »Chiefs«, die sie führten. Mit ihren Nachbarn knüpften sie friedliche Bündnisse, sofern dies erforderlich war, ansonsten sicherten sie ihr Dasein ausschließlich durch die Landwirtschaft. Der aufrechte, selbstbewusste Gang – denn niemand saß auf unseren Schultern – trug vielleicht dazu bei, dass die Stammesmitglieder größer sind als die Vertreter anderer Ethnien. Ich selbst messe 1,80 Meter, was nicht ungewöhnlich ist im Distrikt Arua, wo meine Familie herkommt.

Jener Landstrich war und ist aus verschiedenen Gründen wahrlich kein Paradies, auch wenn die Kindheit in der eigenen Erinnerung meist als ein solches erscheint. Dennoch meine ich, dass mein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, das Gespür für Recht und Unrecht, die Ablehnung von Gewalt jeder Art dort ihren Ursprung haben. Das machte ich auch zu meinem Beruf. Ich bin Rechtsanwältin in Kampala.

Meine Haltung und meine Sicht auf die Dinge wurzeln – wie bei Menschen überall auf der Welt – in meiner Herkunft und in Erlebnissen. Ich bin geprägt von



*Winfred »Winnie« Adukule und ihr Vater, beide vom Stamm der Lugbara im Nordwesten Ugandas*

jahrhundertealten Traditionen meines Stammes, die wohl auch in den genetischen Code eingegangen sind. Ich liebe es, barfuß zu laufen, und meine Sinne sind ein wenig schärfer als die etwa von Europäern. Ich spüre früh Gefahren und höre nicht nur das sprichwörtliche Gras wachsen: Jedes Rascheln im Busch kann ich deuten und das Schreien von Tieren verstehen. Und ich bin konsequent und treffe Entscheidungen rasch und kompromisslos. Zögern kann dort, wo mein Volk lebt, mitunter gefährlich sein. Im Dschungel von Berlin hielt ich es ein Vierteljahr aus, mir war rascher als anderen bewusst geworden, dass ich hier fehl am Platze war und keine Zukunft in Deutschland haben würde. Ich besaß den kapitalistischen Raubtierinstinkt nicht. Und meine afrikanischen Fähigkeiten und Erfahrungen waren hier zum Teil

ohne Wert. Also fragte ich mich: Wo nütze ich mir und anderen mehr?

Die Welt ist ungerecht. Wenn lediglich 62 Personen so viel besitzen wie die eine Hälfte der Erdbevölkerung – rund 3 700 000 000 Menschen –, dann stimmt etwas nicht. Niemand kann mit ehrlicher Arbeit in einem Leben so viel Reichtum anhäufen und ausgeben.

Diese Art Ungerechtigkeit existiert nicht nur global, sondern sie ist auf jedem Kontinent und in jedem Land zu beobachten. In Kampala heiratete unlängst ein sehr vermögender Inder. Die Hochzeitsfeier ließ er sich 33 Millionen Dollar kosten, was der Milliardär locker aus seiner Portokasse zahlte. Theoretisch gab ihm jeder Ugander einen Dollar zur Ausrichtung seiner Feier, so viele Menschen jedenfalls leben in meinem Land. Der Unternehmer feierte hinter hohen Mauern, die mit Stacheldraht bewehrt waren, geschützt von Polizisten, die an den Eingängen wachten. Das wiederum ist hier nichts Ungewöhnliches. Nahezu alle Anwesen werden auf diese Weise gesichert. Vor jedem Supermarkt, jedem Hotel, jedem Restaurant, vor jeder öffentlichen Einrichtung erfolgt eine Leibesvisitation, die Kontrollen gleichen denen auf den Airports überall auf der Welt. In Entebbe, dem einzigen internationalen Flughafen des Landes im Süden von Kampala, wird man gleich drei Mal abgetastet und muss sich selbst der Schuhe entledigen, bevor man in den Flieger steigen darf. Es ist nicht nur die allgegenwärtige Angst vor Anschlägen, die dieses Sicherheitsbedürfnis erzeugt. Es ist wohl auch Ausdruck nicht unbegründeter Furcht, die Armen aus den Slums könnten in die Ressorts der Reichen einbrechen. Und das in des Wortes zweifacher Bedeutung.

Jeder Diebstahl ist ein Rechtsbruch. Ein Dieb ist ein Dieb, selbst wenn er aus Not handelt. Auf der anderen



*Nahezu jede Grundstücksmauer wird von Stacheldraht  
gekrönt und Uniformierte schieben Wache*

Seite lebe ich davon, dass ich auch solche Rechtsbrecher vor Gericht verteidige. Das bedeutet nicht, dass ich die Gesetzesübertretung billige, zumal die meisten Diebe sich nicht gegen die Ungerechtigkeit wehren, sondern nur das machen, was ihre »Opfer« oft im großen Stil betreiben: sich individuell bereichern. Und manchmal stehlen sie auch einzig zu dem Zweck, die Kosten für Schleuser und Tickets zu »erwirtschaften«, um nach Europa zu gelangen. Das weiß ich von den kriminellen Jugendlichen, die ich nach ihrer Verurteilung und Verbüßung der Strafe außerhalb meiner Kanzlei begleite und betreue. Sie suchen eine Zukunft jenseits von Afrika, weil sie meinen, sie in Uganda nicht zu finden.

Der Stacheldraht »schmückt« jedenfalls die Zinnen nicht ohne Grund, auch meine Mauerkronen tragen

diese zweifelhafte Zierde. Ich bin mir des symbolischen, abstrakten Charakters des Drahtes durchaus bewusst. Er ist gleichsam eine Metapher. Die Blech- und Lehmhütten in den Slums von Kampala werden jedenfalls nicht auf vergleichbare Weise geschützt. Was man ihren Bewohnern nehmen kann, nimmt man auf legale Weise, mehr noch: Diese geben ihr wenig Geld, ihre Arbeitskraft, ihre Körper freiwillig hin. Lediglich die Würde lassen sie sich nicht rauben. Niemand geht in Lumpen gehüllt, die Frauen sind modebewusst und tragen bunte Kleider, und nirgendwo reckt sich eine Hand. Im glänzenden Berlin sah ich jedenfalls mehr Bettler als in unseren Elendsquartieren.

Die meisten fügen sich klaglos in ihr Schicksal, weil sie kein anderes kennen. Andere wiederum wollen nur raus und weg aus dem Land, weil sie glauben, woanders allemal etwas Besseres zu finden. Die Hälfte meiner Klasse – wir waren hundertzwanzig Studenten – ging nach Großbritannien. In den 90er Jahren war es nicht so schwer wie heute, ein Visum für Europa zu bekommen. Man erklärte auf dem Konsulat, man wolle im Gastland ein, zwei Semester studieren, erhielt einen einjährigen Aufenthalt bewilligt – und tauchte danach in die Illegalität ab. Man jobbte bei McDonald's, bei der Müllabfuhr, als Tresenkraft in Pubs ... Mancher kehrte enttäuscht zurück: Wofür hatte er studiert, wenn er jetzt den Dreck der Weißen wegräumen musste?

Ich selbst, inzwischen Anwältin und von Freunden in Deutschland dazu animiert, schaute mich 2002 ein Vierteljahr lang in Berlin um und sprach in verschiedenen Kanzleien vor. Ich vermisste schon bald meine Familie und die einheimische Kost. Jeden Tag Brot und Kartoffeln – das ertrug ich auf Dauer nicht. Dazu das lausige Wetter. In Uganda herrschen das ganze Jahr gleichblei-

bend Temperaturen zwischen 20 und 30 Grad, es ist nie unerträglich heiß und auch nicht sonderlich kalt. Kampala, obgleich siebzig Kilometer nördlich des Äquators, liegt auf etwa zwölfhundert Metern Höhe, was wohl für die Konstanz der Temperaturen ursächlich ist. Zudem gibt es im Jahresdurchschnitt 290 Gewitter (meist mit Regen), in keinem anderen Gebiet der Erde registriert man mehr Blitze und Donnerschläge.

Heimweh, Wetter, Essen, mangelnde Sprachkenntnisse und keine Perspektive: Das waren fünf hinlängliche Gründe für mich, nach Uganda zurückzukehren. Vergleichbare Erfahrungen machen auch andere, die ihr Land verlassen haben, und dennoch kehren nicht alle wieder heim. Sie wollen nicht als Verlierer erscheinen, als Loser, die es nicht geschafft haben, in der Fremde Fuß zu fassen. Außerdem erwartet die Familie Rendite für das Geld, das sie ihnen zur Finanzierung der Reise gab, und keine Bitte nach einer weiteren Zuwendung, um das Ticket für die Heimreise bezahlen zu können. Die meisten wissen nicht, was sie in Europa erwartet, bevor sie aufbrechen. Sie folgen Illusionen, die harte Realität ist ernüchternd. Der Rausch der Vorfreude verfliegt rasch, der »Kater« währt lange, wenn das Geld und der Mut für die Rückreise fehlen.

Sofern man sich illegal in einem europäischen Staat aufhält, werden von diesem überdies die Brücken abgebrochen: Eine neuerliche Einreise ist dann nie mehr möglich. Die Furcht vor dieser Endgültigkeit lässt selbst jene vor einem solchen Schritt zögern, die zu einer Rückkehr finanziell durchaus in der Lage wären. (Stattdessen lässt man via Internet die Daheimgebliebenen wissen, es gehe einem bestens, womit bei den nächsten jungen Männern der Wunsch geweckt wird, sich ebenfalls nach Europa durchzuschlagen.)

Ich bin davon überzeugt, dass eine weitaus größere Zahl sogenannter Wirtschaftsflüchtlinge freiwillig in ihre Heimat zurückkehren würde, wenn man sie dabei unterstützte und ihnen überdies die Möglichkeit offen ließe, später, sofern die Voraussetzungen vorliegen, legal wieder einzureisen.

Es geht nicht nur darum, »Flüchtlingen« bewusst zu machen, dass ihnen theoretisch die Welt offensteht, wenn sie sich an bestehende nationale und internationale Regeln und Gesetze halten. Die Länder und Staatenbündnisse, die diese Regeln und Gesetze schufen, müssen sich auch selbst an diese halten. Das, so scheint mir, gerät zunehmend aus dem Blick. Nicht nur Menschenrechte sind unteilbar. Zur Rechtsstaatlichkeit gehört ebenfalls der Grundsatz: gleiches Recht für alle. Egal, ob die Menschen nun schwarz oder weiß sind, einen syrischen Pass haben oder keinen, ob sie mit dem Flugzeug, übers Mittelmeer oder auf der Balkanroute kommen. Pauschal abzuweisen oder auszuweisen ist darum so kritikwürdig und falsch, wie tatenlos zuzuschauen, dass Menschen in ihr Unglück rennen, weil sie Luftschlössern hinterherlaufen.

Nach meinen in Europa gemachten Erfahrungen absolvierte ich ein Master-Studium in den USA. Ich besuchte die Ohio Northern University, das ist eine kleine, der United Methodist Church nahestehende private Universität in Ada im Bundesstaat Ohio. Ursprünglich bot die Einrichtung jungen Menschen aus ehemaligen Sowjetrepubliken Studienplätze an, dann nahm man auch Studenten aus afrikanischen Staaten hinzu. Wir waren in meinem Jahrgang vierzehn ausländische Kommilitonen, u. a. aus der Ukraine und Georgien, aus Kenia, Tansania, Nigeria, Malawi, Äthiopien, Simbabwe und zwei aus Uganda. Meine Studienkollegen aus Osteuropa liefen mit vor Begeisterung leuchtenden Augen umher. O Amerika,

sagten sie und fanden alles toll: die Straßen, die Autos, das Essen, die Menschen, selbst das Klima. Diese unkritische, uneingeschränkte Begeisterung teilte ich nicht. Es gab beispielsweise Kriminalität in einem Maße, wie ich sie bislang nicht erlebt hatte. Durch diese Straße geht besser nicht, wurden wir gewarnt, oder: Haltet euch von jenem Gebiet fern, da operieren Gangs!

Sobald ich den Master hatte, setzte ich mich ins Flugzeug. Keinen Tag länger als nötig blieb ich dort. Nein, Rassismus ist mir persönlich in Ohio nicht begegnet. Die Menschen waren freundlich und neugierig, die Polizisten höflich und korrekt: Ja, Ma'm, nein, Ma'm. Aber selbst das durchaus Angenehme konnte mich nicht zum Bleiben bewegen. Meine Heimat war Uganda, meine Aufgabe: die Verhältnisse dort zum Besseren zu verändern. Ich konnte dem Elend daheim nicht einfach den Rücken kehren und mich ins gemachte Nest setzen, um den »reichen Norden« mit meiner Arbeit noch reicher zu machen.

Das ist die in meiner Familie vorherrschende Meinung. Meine fünf Geschwister haben studiert, Rafael, der Jüngste von allen, bereitet sich auf ein Studium vor. Er wuchs bei Verwandten in Malawi auf, lernte dort Deutsch und will nun in Deutschland Medizin studieren, um vermutlich später dort zu bleiben. Das Nesthäkchen ist die Ausnahme, Rafael schlägt aus der Art, wie man in Deutschland sagt. Bruder Max studierte Informatik, arbeitete hier in einer britischen Firma, die allerdings geschlossen wurde. Er ist momentan arbeitslos wie unsere Schwester Tosca, die als Buchhalterin tätig war. Liz arbeitet als Wirtschaftsprüferin bei einem staatlichen Unternehmen. Arnold ist ebenfalls Informatiker und war bei Google Street View beschäftigt; der Vertrag lief aus. Jetzt bekam er einen Job bei Heritage, einer internationalen Schule. Wir alle kennen die Welt bereits und wis-



*Bruder Max bringt ein Ständchen auf einer kirchlichen Hochzeitsfeier in Kampala*

sen darum, wo unser Platz und was unsere Aufgabe ist. Weglaufen ist keine Lösung. Für den Einzelnen vielleicht, nicht aber für alle.

Damit bestreite ich nicht das Recht, das jedem Menschen zuzubilligen ist, sich nämlich seinen Ort auf der Welt frei zu wählen, wo er glücklich zu werden meint. Aber jeder Mensch ist zugleich Individuum und gesellschaftliches Wesen, niemand lebt für sich allein. Wenn man Teil einer Gemeinschaft ist, trägt man auch Verantwortung für andere. Man kann nicht egoistisch individuelle Interessen durchsetzen – man muss auch die Interessen und Bedürfnisse der anderen dabei berücksichtigen. Rücksicht nehmen bedeutet jedoch nicht Selbstaufgabe. So lebte man jahrhundertlang in unseren Stämmen, sonst wären sie untergegangen. Und so müssen wir es in

den afrikanischen Staaten und anderswo auch heute halten. Nur gemeinsam können wir Missstände überwinden. Wir müssen uns um uns selber kümmern – »mzungu«, der »weiße Mann«, wird es nicht für uns tun. Er hat eigene Interessen. Die decken sich vielleicht partiell mit den unseren, und dort sollten wir auch kooperieren. Doch wir tragen die Verantwortung für uns selbst, und wer geht, lässt die anderen im Stich.

Ich bin Christin, keine sonderlich aktive, wohl aber ein gläubiger Mensch. Die zweitausend Jahre Kirchengeschichte sind mir im Wesentlichen bekannt, und aufgrund meiner vielfältigen Beziehungen zu Deutschland kenne ich auch einige Details aus der deutschen Kirchengeschichte unter den Bedingungen der Zweistaatlichkeit. So war es üblich, dass Pfarrer, die ihre Gemeinde in der DDR im Stich ließen und in den Westen gingen, in der Bundesrepublik keine Anstellung als Pastor bekamen. Prediger hätten dort zu wirken, wo sie der Herrgott hinbestellt habe, hieß es in der Kirchenleitung. Horst Kasper zum Beispiel wurde von der Hamburger Gemeinde, wenige Wochen nach der Geburt seiner Tochter Angela, in die DDR »bestellt«. Er ging also von West nach Ost, während die meisten damals von Ost nach West wechselten. Fortan hütete er als Seelsorger seine ostdeutschen Schäfchen und bewegte sie dazu, dass sie sich in der Gesellschaft engagierten, in der sie lebten und auch bleiben sollten. Er nahm diese Aufgabe an, er lebte eben diesen christlichen Grundsatz konsequent, Verantwortung für die Gemeinde an jenem Platz wahrzunehmen, an den man gestellt worden war. Für mich erklärt sich dadurch auch manche Entscheidung, die seine Tochter als Bundeskanzlerin trifft.

Ich verließ also nach dem Masterstudium in Ohio die USA und kehrte in meine Heimat zurück. So hielten es

auch meine afrikanischen Kommilitonen. Nur die beiden Studienkollegen aus der Ukraine blieben in den USA. Sergej ist, wie ich hörte, inzwischen jedoch ebenfalls heimgekehrt und arbeitet in Kiew für Präsident Poroschenko. Die unkritische Sicht meiner Mitstudenten aus den einstigen Sowjetrepubliken – es waren dort auch junge Leute aus Tadschikistan, Usbekistan und Turkmenistan – habe ich nie verstanden. Verglichen mit den Schicksalen von uns Afrikanern kamen sie alle aus relativ geordneten Verhältnissen. Sie kannten weder Bürgerkrieg noch mussten sie in Lehmhütten ohne Strom und Wasser leben und für den Besuch einer Schule bezahlen. Wenn wir uns trafen, sprachen wir gelegentlich über Herkunft und Biografien. Ich erzählte zum Beispiel von meinem Leben als Flüchtling.

Ende der 70er Jahre flohen meine Eltern mit mir und meinem drei Jahre jüngeren Bruder Max in den Kongo. Idi Amin (»Seine Exzellenz, Präsident auf Lebenszeit, Feldmarschall Al Hadschi Doktor Idi Amin Dada, VC, DSO, MC, Herr aller Tiere der Erde und aller Fische der Meere und Bezwingler des Britischen Empires in Afrika im Allgemeinen und Uganda im Speziellen«, so sein offizieller Titel) war von Truppen aus Tansania gestürzt worden, nachdem zuvor ugandische Soldaten das Nachbarland überfallen hatten. Danach übernahm Milton Obote, den Idi Amin 1971 gestürzt hatte, erneut die Macht in Kampala. Der Terror nahm kein Ende. Es regierten Gewalt und Willkür. In dieser Logik formierte sich bewaffneter Widerstand. Leid trug die Zivilbevölkerung, die nichts anderes wollte als in Ruhe und Frieden leben. Und wer konnte, entzog sich dem Bürgerkrieg durch Flucht ins Ausland. Uns nahmen damals Verwandte im Kongo auf, wir wurden als Refugees registriert. Heute nun kommen Flüchtlinge aus dem Kongo nach Uganda.

Nachdem sich die Lage daheim etwas beruhigt hatte, gingen wir nach Kampala zurück. Dort wurde noch immer oder schon wieder geschossen. Deshalb schickten mich die Eltern in ein Internat außerhalb der Hauptstadt und sparten sich das Schulgeld vom Munde ab. Es betrug eine Million ugandische Shilling im Jahr, das sind umgerechnet nach gegenwärtigem Kurs knapp 270 Euro. Gewiss, kein Vergleich mit den 12 000 Dollar, die heute der Schulbesuch unserer Tochter Ariane jedes Jahr kostet. Für meine Eltern war dieser Betrag damals kaum zu leisten, aber der Direktor der Schule war ein Ausländer, ein guter Mensch, der veranlasst hatte, dass die drei Besten jeder Klasse das nächste Schuljahr gratis bekamen. So mussten meine Eltern nur einmal bezahlen. Nebenbei: Das motivierte den Ehrgeiz der Schüler erheblich, es war eine psychologisch wertvolle »Entwicklungshilfe«.

Kampf erstens um die nackte Existenz und zweitens für die Ausbildung der Kinder war unseren Kommilitonen aus Osteuropa fremd. Sie hatten in Sowjetzeiten kostenlos die Schule besucht, die medizinische Versorgung war unentgeltlich. Selbst wenn diese unzureichend war, was sie lauthals beklagten, war sie bestimmt nicht so schlecht wie unsere daheim in Afrika. Sie priesen die USA als das gelobte Land, wo es alles im Überfluss gab. Für uns hingegen war es ein Land der Gegensätze wie das unsrige. Reiche und Arme waren selbst in der mittelamerikanischen Provinz erkennbar, auch wenn es in Ada, wo die Uni lag, keine Slums gab wie in Kampala, keine rauchenden Müllhalden und Korruption in jedem Amt, das ein Papier ausstellte. Die Sheriffs wurden besser bezahlt als unsere Polizisten, die geradezu genötigt waren (und sind), ihr Gehalt mit erzwungenen Zuwendungen aufzubessern. Wer einmal eine große Polizeistation in Kampala sah und die dabeistehenden Blechhütten – den



*Kinder in den Slums von Kampala:  
die Müllkippe als Spielplatz*

»Dienstwohnungen« der Polizisten –, der kann die Misere ermessen, in welcher sich ugandische Staatsdiener befinden, die doch für Recht und Ordnung sorgen sollen und selber die Gesetze brechen müssen, um überhaupt die Existenz ihrer Familien sichern zu können.

Und es geht nicht nur den Polizisten schlecht. Auf der Liste, in der für 186 erfasste Staaten ausgewiesen wird, wie viel jeder Mann und jede Frau zum Bruttoinlandsprodukt beiträgt – was bekanntlich ein Ausweis für den Wohlstand eines Staates ist –, liegen dreizehn noch ärmere afrikanische Staaten hinter uns. Uganda belegt mit 626 Dollar im Jahr Rang 173. Damit rechnen wir zu den ärmsten Ländern der Welt. Trotzdem beherbergen wir rund 1,5 Millionen Flüchtlinge aus Nachbarstaaten, die von Kriegen und Krisen heimgesucht werden.



*Neugierig, offen, lernwillig, interessiert:  
sie sind Afrikas Zukunft*

Meine Aufenthalte in verschiedenen Teilen der Welt, die ich durchaus als ein Privileg empfand, machten mich nicht nur menschlich reicher. Sie erlaubten mir auch zu vergleichen. Ich sah, was gut und was weniger gut ist, nahm Unterschiede wahr und auch Gegensätze. So formte sich ein differenzierter Wertekanon, der Superlative so wenig kennt wie negative Überzeichnungen. Unkritische Beifallsbekundungen sind mir darum so fremd wie pauschale Verurteilungen. Das, so spüre ich, habe ich manchem voraus. Ich stelle nämlich immer wieder fest, dass Menschen, insbesondere wenn sie noch nie ihr eigenes Land von außen sahen oder Fremde trafen, mitunter sehr eigenwillige Vorstellungen von der Welt »draußen« haben. Und das führt bisweilen zu unverständlichen Schlüssen und unvernünftigen Entscheidungen.

Überall auf der Welt begegneten mir auch Menschen, die unglücklich waren. Sie haderten mit ihrem Schicksal und hatten dafür gewiss auch ihre Gründe. Zumeist aber waren sie unzufrieden über ihre materielle Lage, die eigentlich gut und bestens war, besser jedenfalls als die der meisten Afrikaner. Erstaunlich für mich: Mit wachsendem Wohlstand nahm nicht etwa die Zufriedenheit zu. Warum das so ist, untersuchen Forscher seit Jahren. Und sie finden Erklärungen in der Tiefe der menschlichen Psyche.

Menschen, die täglich um ihre Existenz ringen müssen, die hungern und dürsten, in Kriegsruinen hausen oder von Folter bedroht sind, kennen solche Wohlstandssorgen nicht. Und die Wohlhabenden nicht die wahre Lage der Notleidenden, obgleich sie doch täglich Bilder aus Kriegs- und Krisenregionen sehen und Berichte aus Slums und Flüchtlingslagern lesen oder hören. Es gibt Grenzen. Niemand kann wie ein anderer empfinden, bei aller Empathie bleibt das Fremde fremd, man kann nicht in die Haut jener schlüpfen, die in den Elendsecken der Welt leben müssen, wie eben auch einer von der Südhalbkugel niemals so denken und fühlen wird wie einer, der zur Goldenen Milliarde im Norden gehört, also zu jenem Teil der Menschheit, der in Frieden und Wohlstand lebt.

Aber wäre es nicht bereits von Wert, wenn man mehr voneinander wüsste? Das löste zwar noch nicht die Probleme, die die Menschen bedrücken, aber es förderte das Verständnis füreinander. Es erklärte zum Beispiel, warum so viele Menschen aus Afrika davon träumen, nach Europa zu gehen.

Ich habe in meiner Heimat mit Menschen gesprochen, die diesen Traum haben und das Land verlassen wollen. Ich redete aber auch mit anderen, die bereits weg waren und nach Uganda zurückgekehrt sind. Ich habe mich

in einheimischen Flüchtlingssiedlungen umgeschaut, Flüchtlinge befragt und Wissenschaftler, die sich um die Einhaltung der Menschenrechte kümmern. Auch Diplomaten, die mit Flüchtlingen zu tun haben, standen mir für dieses Buch Rede und Antwort. Die Begegnungen kamen mitunter zufällig zustande, ich interviewte nicht nach einem vorgegebenen Raster und mit dem Ziel, alle Gruppen der Gesellschaft adäquat zu erfassen. Meine Absicht bestand lediglich darin, das im Titel des Buches genannte Problem aus unterschiedlichen Perspektiven zu zeigen. Jedes Thema hat verschiedene Seiten. Auch das der Flucht.

Es wird uns noch lange begleiten.



## 2.

FRED KIWANUKA

*Kommandant der Flüchtlingsiedlung Kyaka II in Kyegewa*

### »Ein halber Hektar und zehn Kilo Bohnen«

Der Jeep fährt in westliche Richtung, etwa zweihundert Kilometer hinter Kampala verlassen wir die Asphaltpiste. Dann geht es noch einige Zeit über eine Landstraße. Der gewellte Boden, über den wir rollen, ist rot bis rostbraun wie überall im Land und gesäumt von immergrünen Pflanzen. Keine Felder, nur Natur. Ab und an überholen wir Fußgänger oder Radfahrer, mitunter donnert ein Motorrad vorbei, drei Menschen sitzen auf der Bank, Helme tragen sie nicht. Irgendwann treffen wir auf eine Herde brauner Rinder. Die spitzen Hörner der großen Tiere sind so lang, dass sie einen das Fürchten lehren. Ein Treiber lächelt uns zu, in der Nähe muss also eine Siedlung sein.

Nach geraumer Zeit erreichen wir die Flüchtlingsiedlung Kyaka II im Distrikt Kyegewa, eines von vielen Refugee Settlements in Uganda. Kein Lager, wie uns Kommandant Fred Kiwanuka in seinem winzigen Büro gleich bei der Begrüßung korrigiert, nachdem wir ihn



*Unterwegs zur Siedlung Kyaka II: Eine Rinderherde wird auf die Weide getrieben und versperrt den Weg*

fälschlich als Lagerchef angeredet hatten. Ihm liegt das Schreiben aus dem Büro des Premierministers vor, mit dem wir avisiert worden sind. Er faltet seine Hände auf dem Schreibtisch. Über und hinter ihm hängt Präsident Yoweri Museveni, das Porträt verleiht dem kargen Raum etwas Offizielles. Vermutlich deshalb harren draußen etliche Menschen aus – sie warten darauf, beim Chief vorzusprechen zu dürfen.

Unter dem Präsidentenfoto ein Spruch an der Wand, ausgedruckt vom Computer. »Give a thousand chances to your enemy to become your friend. But don't give a single chance to your friends to become your enemy.« (Gibt deinem Feind tausend Möglichkeiten, dein Freund zu werden. Aber gib deinem Freund keinen einzigen Anlass, zu deinem Feind zu werden.)

*Ist das als eine Drohung zu verstehen?*

Nein, eine Aufforderung zur Toleranz und zu einem friedlichen Miteinander. (*Kiwanuka lacht.*) Mancher, der zu uns kommt, meint, er könne den Konflikt, vor dem er eigentlich floh, hier fortsetzen.

*Uganda hat bislang anderthalb Millionen Flüchtlinge aus den Nachbarstaaten aufgenommen. Mich interessiert, wie das erfolgt, was mit den Flüchtlingen geschieht. Die Welt kennt die riesigen Lager aus Zelten und Baracken im Nahen Osten, im Tschad, Kongo, Thailand ... Außer den gemauerten Gebäuden vor diesem Büro sieht man dergleichen hier nicht.*

Wir sind ja auch kein Camp, sondern eine weitläufige Siedlung, in der derzeit 26 000 Flüchtlinge verschiedener Nationalitäten leben. Der größte Teil stammt aus der Demokratischen Republik Kongo, etwa 90 Prozent. Außerdem haben wir Flüchtlinge aus Ruanda, Burundi, sehr viele stammen aus Kenia, wenige aus Äthiopien, Eritrea und Somalia sowie aus dem Sudan und dem Südsudan.

*Auch Ugander aus gefährlichen Regionen, in denen islamistische oder andere Terrororganisationen aktiv sind?*

Nein, sie gelten nicht als Flüchtlinge in diesem Sinne. Für sie sind andere Stellen zuständig.

*Wie funktioniert das Flüchtlingssystem? Wer kommt hierher und auf welche Weise?*

Wir unterscheiden in zwei verschiedene Kategorien. Die einen sind »prima facie«, sie werden »vorläufig und/oder



*Die Rotkreuz-Station im Zentrum der  
81 Quadratkilometer großen Flüchtlingsiedlung*

unter Vorbehalt« als Flüchtlinge anerkannt. Die anderen erhalten gemäß der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 und des Uganda Refugee Act von 2006 durch Einzelfallprüfung (»individual status determination«) den Status als Flüchtling zuerkannt.

Die Prima-facie-Regelung ist vor allem für große Gruppen vorgesehen, die aus Bürgerkriegsregionen wie etwa dem Südsudan oder aus einer Katastrophenregion flüchten, etwa aus Dürregebieten, wo Hungersnot herrscht. In solchen Fällen entscheidet der zuständige Minister, dass Menschen aus dieser Region, die in einem bestimmten Zeitraum nach Uganda kommen, ohne Einzelfallprüfung als Flüchtlinge anerkannt werden. Es gibt viele Neuankömmlinge in so kurzer Zeit, dass es anders auch nicht zu bewältigen ist.



*Flüchtlinge im Siedlungszentrum von Kyaka II,  
wo sie sich anmelden müssen und betreut werden*

2012/13 hatten wir den Fall, dass viele Kongolesen aufgrund der eskalierenden Kämpfe zwischen Armee und Rebellen flüchteten. Die meisten kamen nach Uganda, in den Distrikt Bundibugyo. Das waren über 40 000 Menschen, die die Regierung in ihrer Gesamtheit als Flüchtlinge anerkannt hat.

Ein aktuelles Beispiel ist Burundi, wo schreckliche Unruhen toben. Für alle Flüchtlinge von dort gilt ebenfalls die Prima-facie-Regelung. Wir haben nur die Aufgabe zu überprüfen, ob diese Personen tatsächlich von dort kommen, unbewaffnet sind und kein Sicherheitsrisiko darstellen.

Die andere Variante ist die bereits erwähnte Einzelfallprüfung, wofür ein individueller Asylantrag vorliegen muss. Wenn jemand als Grund für seine Flucht Verfolgung in seiner Heimat angibt, prüft eine Kommission, das »Refugee

Eligible Comitee«, ob die Kriterien für die Anerkennung als Flüchtling gegeben sind. Wenn das der Fall ist, wird ein entsprechendes Passdokument ausgestellt.

*Wird ein solcher Antrag schon außerhalb Ugandas gestellt oder erst vor Ort?*

In der Regel erst in Uganda. Es gibt drei Möglichkeiten. Entweder schlagen sich die Menschen nach Kampala durch und melden sich dort, oder sie werden von der Grenzpolizei aufgegriffen. Dritte Option: Sie melden sich direkt in einer Siedlung wie der unseren, weil sie davon gehört haben. Dann werden ihre Asylanträge direkt vor Ort bearbeitet. Die Prüfungskommission kommt in die Siedlung und befragt die Antragsteller.

*Wer gehört dieser Kommission an?*

Ugander aus verschiedenen Behörden, die mit dem Flüchtlingsproblem befasst sind.

*Was geschieht, wenn die Prüfung die Angaben des Flüchtlings bestätigt und der Asylantrag positiv entschieden wird, er also bleiben kann?*

Wer als Flüchtling anerkannt ist, hat Anspruch auf ein Stück Land von 50 mal 100 Metern. Ist die Familie größer, gibt es auch mehr. Auf diesem halben Hektar kann die Familie sich ein Hütte bauen und Landwirtschaft betreiben. Wir stellen dafür das Basismaterial zur Verfügung: Werkzeuge, Baumaterial, Saatgut. Und natürlich liefern wir auch Know-how. Etwa wie man aus Lehm Ziegel für den Bau herstellt, mit welchem Material das Dach ausgestattet wird usw.

*Und dieses Land befindet sich innerhalb dieser und ähnlicher Siedlungen?*

Ja. Kyaka II umfasst 81 Quadratkilometer. Solange die Flüchtlinge hier leben, sind ihre Familien sicher und können Landwirtschaft betreiben, um sich zu ernähren. Es gibt Schulen, wir stellen Wasser, öffentliche Dienstleistungen und medizinische Versorgung sicher, den Lebensunterhalt und weiterführende Bildung.

*Gibt es Gründe, warum diese Siedlung sehr weit von größeren Ortschaften entfernt liegt?*

Ja, natürlich. In dieser Region steht einfach genügend Land bereit, das der Regierung gehört. Bedenken Sie: Wir haben hier 8,1 Millionen Hektar zur freien Verfügung. Und so weit weg von der Hauptstadt sind wir gar nicht, andere Siedlungen sind viel weiter von den Städten entfernt.

Es leben auch Flüchtlinge in Kampala, die nennen sich »Städtische«. Das sind solche, die mit Landwirtschaft nichts anfangen können. Somalis zum Beispiel kommen in der Stadt besser zurecht, sie sind keine Bauern.

*Sie sagten »solange die Flüchtlinge hier leben«. Ist der Aufenthalt befristet? Müssen sie nach einer bestimmten Zeit wieder gehen? Ist ihnen überhaupt erlaubt, sich von hier fortzubewegen?*

Es gilt die gesetzliche Freizügigkeit, sie können also in jeden beliebigen Landesteil reisen und sich dort ansiedeln, wenn sie mögen. Wir ermutigen sie sogar dazu, um Anschluss an Verwandte und Stammesangehörige zu finden. Allerdings erfolgt das alles kontrolliert. Wir haben – zum Schutz der Flüchtlinge – in der Siedlung Sicherheitsperso-

nal und verfolgen nach, wohin sie gehen. Auf diese Weise können wir helfend eingreifen, wenn es Probleme gibt. Aber sie können sich frei bewegen, ohne Einschränkung arbeiten, egal in welcher Profession.

Wir stellen der Familie ein spezielles Dokument aus, »station parchment« genannt. Es weist alle Familienmitglieder mit Passbild aus. Daneben erhält jeder einen Flüchtlingsausweis. Damit können sie sich identifizieren, wenn sie unterwegs sind.

*Kann man damit auch ins Ausland reisen?*

Nein, der Flüchtlingsausweis gilt nur innerhalb Ugandas. Für Auslandsreisen benötigen sie einen Reiseausweis für Staatenlose, das »convention travel document« (CTD), was ihnen erlaubt, aus Uganda aus- und wieder einzureisen. Sie können damit natürlich auch in ihr Heimatland zurückkehren, aber dann verlieren sie ihren Flüchtlingsstatus.

*Wie lange bleiben die Leute normalerweise hier in der Siedlung?*

Sehr lange. Manche leben bereits seit 15 Jahren hier. Aber sie leben auf eigenen Füßen. Nach der Anschubunterstützung wird die Menge an Saatgut von Mal zu Mal reduziert, um sie zur Steigerung ihrer Ernten zu bewegen.

*Seit wann existiert Kyaka II bereits?*

Seit 1994, seit der Ruanda-Krise, als dort die Hutu innerhalb weniger Monate Hunderttausende Tutsi abschlachten.



*»Station parchment«: das Dokument mit den Fotos  
aller aufgenommenen Familienangehörigen*

*Sind von damals noch Flüchtlinge hier?*

Nein. Die meisten waren Tutsi, sie kehrten wieder nach Ruanda zurück.

*Wo wollen die Menschen, die hier leben, hin: in eine andere Region Ugandas, in ihre alte Heimat oder weiter nach Europa?*

Der Großteil wartet nur darauf, nach Hause zurückgehen zu können. Sobald dort Ruhe eingezogen ist, kehren sie zurück. Das halten viele für das Beste. Sie können es sich gar nicht leisten, nach Europa zu gehen, selbst wenn manche das wollten. Und die zwei anderen Möglichkeiten bestehen darin, sich entweder hier zu integrieren oder in ein drittes



*Wartende vor einer Einrichtung des UNHCR,  
des Flüchtlingshilfswerkes der Vereinten Nationen*

Land zu übersiedeln. Letzteres passiert mit Unterstützung des UNHCR, des Flüchtlingshilfswerkes der Vereinten Nationen.

*Wenn sie in Uganda bleiben, erhalten sie dann die hiesige Staatsbürgerschaft?*

Bisher noch nicht. Wir nehmen die Flüchtlinge auf, versorgen sie mit allem und integrieren sie in unsere Gesellschaft. Aber wir machen sie nicht zu Ugandern. Dieses Problem wird bei uns gerade auf der politischen Ebene diskutiert.

*Liegen die erwähnten Drittländer in Afrika oder außerhalb des Kontinents?*

Auch innerhalb Afrikas, aber meist außerhalb. Es gibt viele kongolesische Familien, die zwischen 1995 und 2005 zu uns kamen und jetzt – auf Initiative des UNHCR und der Regierung in Washington – in die USA übersiedeln sollen.

*Wie viele Familien betrifft das?*

Das kann ich nicht sagen. Es ist freiwillig, also werden sich manche Familien auch gegen ein solches Angebot entscheiden. Es handelt sich nur um ein Planziel. Vor fünf oder sieben Jahren gab es ein solches Projekt schon einmal für Somalis, nun sind es die Kongolesen.

*Können Sie eine Schätzung abgeben, wie viele Menschen nach Europa wollen?*

Über Einladungen aus Europa kann ich keine genauen Angaben machen, aber dazu gibt es Statistiken. Kennen Sie die?

*Nein. Mich interessieren auch weniger die Zahlen, sondern mehr die Motive, warum sie unbedingt nach Europa wollen.*

Natürlich gibt es auch hier Leute, die sich ein besseres Leben anderswo erträumen. Aber die Aufnahmekapazitäten dort sind sehr gering. Es muss im Übrigen nicht unbedingt Europa sein, es geht ihnen ganz allgemein um ein besseres Leben. Das kann auch in ihrem Heimatland sein, wenn sich die Bedingungen vor Ort ändern.

*Wie viele solcher Siedlungen wie Kyaka II gibt es in Uganda?*

Ich kenne die Zahl für das gesamte Land nicht, aber hier im Südwesten, wohin Menschen aus dem Kongo, Burundi und Ruanda kommen, gibt es allein fünf.